

Nr. 178. 179 Bromberg, den 8. August 1929.

Frau Jenny Treibel.

Roman von Theodor Fontane.

(17. Fortsetzung.)

Einen Augenblick über kam es Leopold wie wirkliche Verstimmung. Aber sich rasch besinnend, gab er der vorgeblichen Seherin einen kleinen Liebesklaps und sagte: „Sie sind immer dieselbe, Corinna. Und wenn der gute Nelson, der der beste Mensch und mein einziger Vertrauter ist, wenn er dies alles gehört hätte, so würde er begeistert sein und von „capital fun" sprechen, weil Sie mir so gnädig die Schwester meiner Schwägerin zuwenden wollen."

„Ich bin eben eine Prophetin", sagte Corinna.

„Prophetin", wiederholte Leopold. „Aber diesmal eine falsche. Hildegard ist ein schönes Mädchen, und Hunderte würden sich glücklich schätzen. Aber Sie wissen, wie meine Mama zu dieser Frage steht; sie leidet unter dem beständigen Sichbesserdünken der dortigen Anverwandten und hat es wohl hundertmal geschworen, daß ihr eine Hamburger Schwiegertochter, eine Repräsentantin aus dem großen Hause Thompson-Munk gerade genug sei. Sie hat ganz ehrlich einen halben Haß gegen die Munks, und wenn ich mit Hildegard so vor sie hinträte, so weiß ich nicht, was geschähe; sie würde nein sagen, und wir hätten eine furchtbare Szene."

„Wer weiß", sagte Corinna, die jetzt das entscheidende Wort ganz nahe wußte.

„... Sie würde nein sagen und immer wieder nein, das ist so sicher wie Amen in der Kirche", fuhr Leopold mit gehobener Stimme fort. „Aber dieser Fall kann sich gar nicht ereignen. Ich werde nicht mit Hildegard vor sie hintreten und werde statt dessen näher und besser wählen ... Ich weiß, und Sie wissen es auch, das Bild, das Sie da gemalt haben, es war nur Scherz und Übermut, und vor allem wissen Sie, wenn mir Armem überhaupt noch eine Triumphpforte gebaut werden soll, daß der Kranz, der dann zu Häupten hängt, einen ganz anderen Buchstaben als das Hildegard-H in hundert und tausend Blumen tragen müßte. Brauch ich zu sagen, welchen? Ach, Corinna, ich kann ohne Sie nicht leben, und diese Stunde muß über mich entscheiden. Und nun sagen Sie ja oder nein." Und unter diesen Worten nahm er ihre Hand und bedeckte sie mit Küssen. Denn sie gingen im Schutz einer Haselnußhecke.

Corinna — nach Konfessions, wie diese, die Verlobung mit gutem Rechte als fait accompli betrachtend — nahm klugerweise von jeder weiteren Auseinandersetzung Abstand und sagte nur kurzerhand: „Aber eines, Leopold, dürfen wir uns nicht verhehlen, uns stehen noch schwere Kämpfe bevor. Deine Mama hat an einer Munk genug, das leuchtet mir ein; aber ob ihr eine Schmidt recht ist, ist noch eine Frage. Sie hat zwar mitunter Andeutungen gemacht, als ob ich ein Ideal in ihren Augen wäre, vielleicht weil ich das habe, was dir fehlt, und vielleicht auch was Hildegard fehlt. Ich sage „vielleicht" und kann dies einschränkende Wort nicht genug betonen. Denn die Liebe, das seh ich klar, ist demütig, und ich fühle, wie meine Fehler von mir abfallen. Es soll dies ja ein Kennzeichen sein. Ja, Leopold, ein Leben voll Glück und Liebe liegt vor uns, aber es hat deinen Mut und deine Festigkeit zur Voraussetzung, und hier unter diesem Waldesdom, drin es geheimnisvoll rauscht und dämmert, hier, Leopold, mußt du mir schwören, ausharren zu wollen in deiner Liebe."

Leopold beteuerte, daß er nicht bloß wolle, daß er es auch werde. Denn wenn die Liebe demütig und bescheiden mache, was gewiß richtig sei, so mache sie sicherlich auch stark. Wenn Corinna sich geändert habe, er fühle sich auch ein anderer. „Und", so schloß er, „das eine darf ich sagen, ich habe nie große Worte gemacht, und Prahlereien werden mir meine Feinde nicht nachsagen, aber glaube mir, mir schlägt das Herz so hoch, so glücklich, daß ich mir Schwierigkeiten und Kämpfe beinah herbeiwünsche. Mich drängt es, dir zu zeigen, daß ich deiner wert bin ..."

In diesem Augenblick wurde die Mondsichel zwischen den Baumkronen sichtbar, und von Schloß Grunewald her, vor dem das Quartett eben angekommen war, klang es über den See herüber:

> Wenn nach dir ich oft vergebens
> in die Nacht gesehn,
> scheint der dunkle Strom des Lebens
> trauernd stillzustehn ....

Und nun schwieg es, oder der Abendwind, der sich aufmachte, trug die Töne nach der anderen Seite hin.

Eine Viertelstunde später hielt alles vor Paulsborn, und nachdem man sich daselbst wieder begrüßt und bei herumgereichten Creme de Cacao (Treibel selbst machte die Honneurs) eine kurze Rast genommen hatte, brach man — die Wagen waren von Halensee her gefolgt — nach einigen Minuten endgültig auf, um die Rückfahrt anzutreten. Die Felgentreus nahmen bewegten Abschied von dem Quartett, jetzt lebhaft beklagend, den von Treibel vorgeschlagenen Kremser abgelehnt zu haben.

Auch Leopold und Corinna trennten sich, aber doch nicht eher, als bis sie sich im Schatten des hochstehenden Schilfes noch einmal fest und verschwiegen die Hände gedrückt hatten.

Elftes Kapitel.

Lepold, als man zur Abfahrt sich anschickte, mußte sich mit einem Platz vorn auf dem Bock des elterlichen Landauers begnügen, was ihm, alles in allem, immer noch lieber war als innerhalb des Wagens selbst, en vue seiner Mutter zu sitzen, die doch vielleicht, sei's im Wald, sei's bei der kurzen Rast in Paulsborn, etwas bemerkt haben mochte; Schmidt benutzte wieder den Vorortszug, während Corinna bei den Felgentreus mit einstieg. Man placierte sie, so gut es ging, zwischen das den Fond des Wagens redlich ausfüllende Ehepaar, und weil sie nach all dem Voraufgegangenen eine geringere Neigung zum Plaudern als sonst wohl hatte, so kam es ihr außerordentlich zupaß, sowohl Elfriede wie Blanca doppelt redelustig und noch ganz voll und beglückt von dem Quartett zu finden. Der Jodler, eine sehr gute Partie, schien über die freilich nur in Zivil erschienenen Sommerleutnants einen entschiedenen Sieg davonzutragen zu haben. Im übrigen ließen es sich die Felgentreus nicht nehmen, in der Adlerstraße vorzufahren und ihren Gast daselbst abzusetzen. Corinna bedankte sich herzlich und stieg, noch einmal grüßend, erst die drei Steinstufen und gleich danach vom Flur aus die alte Holztreppe hinauf.

Sie hatte den Drücker zum Entree nicht mitgenommen und so blieb ihr nichts anderes übrig, als zu klingeln, was sie nicht gerne tat. Alsbald erschien denn auch die Schmolke, die die Abwesenheit der „Herrschaft“, wie sie mitunter mit Betonung sagte, dazu benutzt hatte, sich ein bißchen sonntäglich herauszuputzen. Das Auffallendste war wieder die Haube, deren Rüschen eben aus dem Tolleisen zu kommen schienen.

„Aber liebe Schmolke“, sagte Corinna, während sie die Tür wieder ins Schloß zog, „was ist denn los? Ist Geburtstag? Aber nein, den kenn ich ja. Oder seiner?“

„Nein“, sagte die Schmolke, „seiner is auch nich. Und da werd ich auch nicht solchen Schlips umbinden und solch Band.“

„Aber wenn kein Geburtstag ist, was ist dann?“

„Nicht, Corinna. Muß denn immer was sein, wenn man sich mal ordentlich macht? Sieh, du hast gut reden; du sitzt jeden Tag, den Gott werden läßt, eine halbe Stunde vorm Spiegel, und mitunter auch noch länger, und brennst dir dein Wuschelhaar . . .“

„Aber liebe Schmolke . . .“

„Ja, Corinna, du denkst, ich seh es nicht. Aber ich sehe alles und seh noch viel mehr . . . Und ich kann dir auch sagen, Schmolke sagte mal, er fänd es eigentlich hübsch, solch Wuschelhaar . . .“

„Aber war denn Schmolke so?“

„Nein, Corinna, Schmolke war nich so. Schmolke war ein sehr anständiger, ein sehr anständiger Mann, und wenn man so was Sonderbares und eigentlich Unrechtes sagen darf, er war beinah zu anständig. Aber nun gib erst deinen Hut und deine Mantille. Gott, Kind, wie sieht denn das alles aus? Is denn solch furchtbarer Staub? Un noch ein Glück, daß es nicht gedrippelt hat, denn is der Samt hin. Un so viel hat ein Professor auch nich, un wenn er auch nich gerade klagt, Seide spinnen kann er nich.“

„Nein, nein“, lachte Corinna.

„Nu höre, Corinna, da lachst du nu wieder. Das ist aber gar nicht zum Lachen. Der Alte quält sich genug, und wenn er so die Bündel ins Haus kriegt und die Strippe mitunter nich ausreicht, so viele sind es, denn tut es mir mitunter ordentlich weh hier. Denn Papa is ein sehr guter Mann, und seine Sechzig drücken ihn nu doch auch schon ein bißchen. Er will es freilich nich wahr haben und tut immer noch so, wie wenn er zwanzig wäre. Ja, hat sich was. Un neulich ist er von der Pferdebahn runtergesprungen, un ich muß auch gerade dazukommen; na, ich dachte doch gleich, der Schlag soll mich rühren . . . Aber nu sage, Corinna, was soll ich dir bringen? Oder hast du schon gegessen und bist froh, wenn du nichts siehst . . .“

„Nein, ich habe nichts gegessen. Oder doch so gut wie nichts; die Zwiebacke, die man kriegt, sind immer so alt. Und dann in Paulsborn einen kleinen süßen Likör. Das kann man doch nicht rechnen. Aber ich habe keinen rechten Appetit, und der Kopf ist mir so benommen; ich werde am Ende krank . . .“

„Ach dummes Zeug, Corinna. Das ist auch eine von deinen Nücken; wenn du mal Ohrensausen hast oder ein bißchen heiße Stirn, dann redest du immer gleich von Nervenfieber. Un das is eigentlich gottlos, denn man muß den Teufel nicht an die Wand malen. Es wird wohl ein bißchen feucht gewesen sein, ein bißchen neblig und Abenddunst.“

„Ja, neblig war es gerade, wie wir neben dem Schilf standen, und der See war eigentlich gar nicht mehr zu sehen. Davon wird es wohl sein. Aber der Kopf ist mir wirklich benommen, und ich möchte zu Bett gehen und mich einmummeln. Und dann mag ich auch nicht mehr sprechen, wenn Papa nach Hause kommt. Und wer weiß wann, und ob es nicht zu spät wird.“

„Warum ist er denn nicht gleich mitgekommen?“

„Er wollte nicht und hat ja auch seinen „Abend“ heut. Ich glaube bei Kuhs. Und da sitzen sie meist lange, weil sich die Kälber mit einmischen. Aber mit Ihnen, liebe, gute Schmolke, möchte ich wohl noch eine halbe Stunde plaudern. Sie haben ja immer so was Herzliches . . .“

„Ach, rede doch nich, Corinna. Wovon soll ich denn was Herzliches haben? Oder eigentlich, wovon soll ich denn was Herzliches nich haben? Du warst ja noch so, als ich ins Haus kam.“

„Nun, also was Herzliches oder nicht was Herzliches“, sagte Corinna, „gefallen wird es mir schon. Und wenn ich liege, liebe Schmolke, dann bringen Sie mir meinen Tee ans Bett, die kleine Meißner Kanne und die andere Kanne, die nehmen Sie sich, und bloß ein paar Teebrötchen, recht dünn geschnitten und nicht zuviel Butter. Denn ich muß mich mit meinem Magen in acht nehmen, sonst wird es gastrisch, und man liegt sechs Wochen.“

„Is schon gut“, lachte die Schmolke und ging in die Küche, um den Kessel noch wieder in die Glut zu setzen. Denn heißes Wasser war immer da, und es bullerte nur noch nicht.

Eine Viertelstunde später trat die Schmolke wieder ein und fand ihren Liebling schon im Bett. Corinna saß mehr auf, als sie lag, und empfing die Schmolke mit der trostreichen Versicherung, „es sei ihr schon viel besser“; was man so immer zum Lobe der Bettwärme sage, das sei doch wahr, und sie glaube jetzt beinahe, daß sie noch mal durchkommen und alles glücklich überstehen werde.

„Glaub ich auch“, sagte die Schmolke, während sie das Tablett auf den kleinen, am Kopfende stehenden Tisch setzte. „Nun, Corinna, von welchem soll ich dir einschenken? Der hier, mit der abgebrochenen Tülle, hat länger gezogen, und ich weiß, du hast ihn gern stark und bitterlich, so daß er schon ein bißchen nach Tinte schmeckt . . .“

„Versteht sich, ich will von dem starken. Und dann ordentlich Zucker; aber ganz wenig Milch, Milch macht immer gastrisch.“

„Gott, Corinna, laß doch das Gastrische. Du liegst da wie ein Borsdorfer Apfel und redest immer, als ob dir der Tod schon um die Nase säße. Nein, Corinnchen, so schnell geht es nich. Un nu nimm dir ein Teebrötchen. Ich habe sie so dünn geschnitten, wie's nur gehen wollte . . .“

„Das ist recht. Aber da haben Sie ja eine Schinkenstulle mit reingebracht.“

„Für mich, Corinnchen. Ich will doch auch was essen.“

„Ach, liebe Schmolke, da möcht ich mich aber doch zu Gaste laden. Die Teebrötchen sehen ja nach gar nichts aus, und die Schinkenstulle lacht einen ordentlich an. Und alles schon so appetitlich durchgeschnitten. Nun merk ich erst, daß ich eigentlich hungrig bin. Geben Sie mir e[illegible]chen ab, wenn es Ihnen nicht sauer wird.“

(Fortsetzung folgt)

Die Austauschtöchter.

Ein heiterer Roman von Margaret Laube.

(8. Fortsetzung.

Sie steht an der Pforte, bis der Wagen in dem grauen Morgen verschwunden ist. Dann läuft sie die Stufen hinauf, besinnt sich einige Sekunden, rennt in Gipsys Zimmer, das noch immer leer ist. Dort bleiben sie eine halbe Stunde regungslos sitzen.

Sie muß warten, bis die Uhr neun ist. Das ist sehr schwer. Sie macht sich überall im Hause kleine, nutzlose Arbeiten, die sie immer nach zehn Minuten wieder fallen läßt.

Schließlich wird es aber doch neun. Da geht sie ans Telephon und merkt, daß der Hörer in ihrer Hand nicht stillhalten will, sondern beständig in zitternder Bewegung ist. Sie versucht spöttisch zu lachen. Der Leitungsdraht brummt.

„Felix, Sie müssen mir helfen!“

„Ich wollte gerade heute anfragen, ob ich einmal außer der Reihe nach Blankenese kommen darf. Eine kleine, heikle Angelegenheit —“

„Felix, hören Sie! Mein Austauschkind — also Gretchen Lemme —“

„Jawohl, das Austauschkind meine ich, gnädige Frau!“

„Ich verstehe nicht, Felix. Was ist mit ihr? Wissen Sie, wo sie ist?“

Wieder brummt der Leitungsdraht. Dann kommt eine vorsichtige Stimme: „Was ist es mit dem Austauschkind, gnädige Frau?“

„Es ist nicht nach Hause kommen. Die ganze Nacht nicht.“

Sie hört nichts als einen letzen, langgezogenen Pfiff.

„Ich bitte vielmals um Entschuldigung. Aber es kam zu unerwartet. Nun komme ich sofort, wenn Sie es erlauben. Ich muß nur meinen Kompagnon noch verständigen."

„Nein, Felix. Bleiben Sie! Ich werde kommen. — Ich bin in dreiviertel Stunden bei Ihnen. — Felix, haben Sie sie gesehen?"

„Jawohl, Frau Seitz. Gestern abend."

Lissie atmet auf. Er hat sie wenigstens noch gestern abend gesehen. „Wo Felix?"

„Das — das erlauben Sie mir noch nicht zu beantworten. Es möchte etwas zu aufregend sein."

Frau Lissie wirft den Hörer auf die Gabel, nimmt ihn sofort wieder auf, aber die Verbindung ist schon abgeschnitten. Sie hastet in die Halle.

„Gesa, wenn der Professor kommt, bin ich in der Stadt. Und Fräulein Lemme ist mit mir."

Gesa blickt einen Moment verständnislos. „Unser Fräulein —?"

„Ist in der Stadt geblieben. Ich bin zum Essen um drei Uhr wahrscheinlich zurück."

Dann läßt sie sich ihren Pelz bringen, der die kleine Figur von der Nasenspitze bis zu den Knien vermummt und unkenntlich macht. Die Holzbrücke vor der Tür war heute morgen weiß von Reif.

Während sie den kürzesten Weg, eine enge Treppenstraße, zum Bahnhof emportastet, läuft der junge Buchhändler Hooch zwischen seinen Bücherborden auf und ab. Fatale Geschichte! Aber er ist nicht Egoist genug, um zu wünschen, daß er gestern nicht in der Skala gewesen wäre! Frau Lissie und der Professor sind es hundertmal wert, etwas Ärger zu haben!

Als genau dreiviertel zehn der hellbraune Pelz sich durch die Tür schiebt und eilig in das hinten gelegene Kontor strebt, ist Felix Hooch entschlossen, sich für Frau Lissie zerreißen zu lassen, wenn es sein muß.

„Wo war sie? Wo haben Sie sie gesehen, Felix? Nun bloß schnell und schmerzhaft, ich kann nicht länger warten!"

Felix verbeugt sich tief. „Zu Befehl! Fräulein Gretchen Lemme aus Sandershausen saß — oder vielmehr lag — gestern abend um halb zwölf als Venus in der Pappmuschel der „Skala": Revue Hallberger. Wunderschön. Von Wassernixen-Girls umtanzt. — Sie verlangten es, liebe, gnädige Frau."

Lissie steht noch immer mit etwas weit geöffneten Lippen. Aber sie hat sich gegen einen Tisch gelehnt. „Als Venus — in einer Muschel — —"

„Halb bekleidet. Nein, viertel bekleidet. Mit gutem Willen kann man's so nennen. Und das glaubte ich Ihnen denn doch nicht vorenthalten zu dürfen. Schließlich ist Miß Lemme auch noch meine Landsmännin. Auch ich bin in Arkadien geboren, wie Sie wissen. Deshalb wollte ich nach Blankenese kommen."

„Ja, Felix. Das ist nett von Ihnen. Aber mein Mann soll nichts davon wissen. Ich habe ihn belogen. Jawohl. Denn er hat Operationen. Ich habe ihm gesagt, Gretchen liege in ihrem Bett. Aber statt dessen hat sie in einer Muschel gelegen, sagen Sie. Felix!" Der junge Buchhändler nickt. Er sieht das Zucken um ihren Mund. Er will widerstehen, sieht fort. Aber er kann nicht. Mit einem Male brechen beide zu gleicher Zeit in ein lautes, nicht zu hemmendes Gelächter aus

„Gretchen, — in einer Muschel! In der Skala! O Felix, dieses Lachen macht mich wieder gesund. Ich war ganz krank vor Angst. Sie wird nicht tot sein, auch nicht entführt. Sie ist irgendwo — vielleicht ganz in der Nähe — und wir finden sie. Gott sei Dank, daß ich lachen konnte!"

Sie trocknet die Augen mit ihrem kleinen seidenen Tuch. Hoochs schmale Gestalt gleitet an den Buchrücken entlang, auch ihn schüttelt die Komik dieser Zusammenstellung. Aber er ist sofort wieder ernst, als er Lissies Gesicht sich verändern sieht.

„Sagen Sie mal, Felix: ist diese Muschel-Revue in der Skala dieselbe, wo der Nero, ich meine, der Eugen Wunderlich, sich nützlich macht?"

„Ja. Und ich fürchte, daß er es auch ist, der sie dazu überredet hat."

„Natürlich. Kein anderer. Dieser Faun!"

Felix wird verlegen. „Ich hätte ihn nicht mitbringen dürfen."

„Unsinn! Wir sind kein Töchterpensionat! Wenn uns jemand nicht paßt, sondern wir ihn aus. — Das ist nicht Ihre Schuld. Aber ich glaube, Sie wissen noch mehr von dieser Venusgeschichte."

„Leider, Frau Seitz. — Ich traf in einer Pause mit Wunderlich zusammen, er feixte über und über und flüsterte mir nur zu, daß ihm die alte Venus krank geworden sei und daß er einen Ersatz gefunden habe, der gerade epochemachend auf der Bühne sein würde. War es denn auch. Wie gesagt, Gretchen. In der Muschel. Nein, ich bin schon wieder artig. Wie er es gemacht hat, daß sie es tat, begreife ich nicht. Aber jedenfalls tat sie es."

„Wo ist sie aber nun, wenn sie nicht nach Hause kam?"

Lissie hat sich endlich auf den Armlehnenstuhl vor Felix' Schreibtisch gesetzt. Sie stützt den Kopf auf beide Hände. Polizei? Das ist entsetzlich. Dann kommt alles an die Öffentlichkeit. Aber sie muß herbei, ehe Markus nach Hause kommt. Ach, das gelingt nicht mehr . . .

Sie seufzt und ballt dann die Hände an den Schläfen. „Dieses Mädchen! Dieses kleine Schaf! Dieser kleine Teufel! Wie finden wir sie?"

Felix steht mit seinem blonden Scheitel direkt unter der Deckenbeleuchtung. So kommt der Eindruck zustande, als sei der Einfall, der ihn jetzt durchzuckt, eine Erleuchtung von oben.

„Wir haben den 1. Dezember!", ruft er aufgeregt, „die Revue hat gestern ihren letzten Abend gehabt. Es ist möglich, daß sie schon abgereist ist. Jetzt ist es zehn. Einen Moment, bitte!"

Er nimmt den Hörer auf. Frau Lissie hört ungeduldig ein langes Palaver, dann das Wort Lübeck. Noch einmal Lübeck. Sie gestikuliert, Felix nickt. Also nach Lübeck. Und alle schon abgereist.

Der Hörer knackt auf die Gabel zurück. „Sie ist mit nach Lübeck, gnädige Frau. Das möchte ich bestimmt annehmen."

Lissie sieht hilflos zu ihm auf. „Und Markus hat den Wagen."

Nun ist der Augenblick gekommen, wo Felix Hooch sich zerreißen lassen kann für die beiden lieben Leute in Blankenese. „Ein Kunde und Freund von mir hat einen neuen Mercedes-Benz, 50 Pferde, läuft 100 Kilometer in der Stunde, er fährt wie ein Gott! Und wenn er nicht kann, mieten wir sofort einen Wagen. In Lübeck wird man sie finden. — Oder aber, liebe Frau Seitz, soll man sie vielleicht Schauspielerin werden lassen?"

„Felix! Sie sind nicht recht klug! Das ist doch nicht Schauspielern! Ausstellung gut proportionierter Gliedmaßen! Auf keinen Fall! Und wenn, dann soll sie gewappnet werden, ausgebildet, geschult! Aber so warm aus dem thüringischen Nest? Rasch, Felix, rufen Sie den, der wie ein Gott fährt, an!"

Felix telephoniert schon. Und während die junge Stenotypistin hereinkommt und eine Tasse heißen Tee vor Frau Lissie hinstellt und die reizende, elegante Frau, die sie schon oft gesehen hat, entzückt anlächelt, rennt Felix vom Kontor in den Laden, ein ebenso blonder, junger Kompagnon erscheint und verneigt sich vor Frau Lissie, alles läuft am Schnürchen, der Mercedes-Benz fährt vor, ein kleiner Javaner mit pechschwarzen, drahtigen Haaren sitzt am Volant, die Stenotypistin meldet in Blankenese, daß Frau Prof. Seitz vermutlich nicht zum Essen kommen kann, da sie mit Fräulein Gretchen in der Stadt bleiben müsse, — und im letzten Augenblick fällt es Felix Hooch ein, daß man sich noch eine Sicherheit holen kann, ob die Venus auch wirklich mit der Revue nach Lübeck gefahren ist.

Zum letztenmal nimmt er den jetzt warmen Hörer auf. Und er kommt zum Wagen herausgestürzt mit dem Bescheid, daß eine rotblonde große junge Dame, die gestern in der Revue ausgeholfen hat, mit den vierzehn Girls, dem Regisseur Wunderlich und zwei Komikern zur Bahn gefahren sei.

„In zwei Stunden haben wir sie."

Lissie sieht flüchtig zur Seite. „Ihnen macht es Spaß, Felix!"

„Das auch, ja. Ich kann es nicht leugnen. Kleine Revolutionen sind unterhaltend. — Aber außerdem möchte ich Sie wieder heiter sehen, Frau Seitz!"

Sissie drückt die Hand in dem dicken Handschuh. „Sie sind ein lieber Junge. Wie weit wäre ich ohne Sie? Vermutlich auf einer Polizeistube. — Aber Felix, glauben Sie, daß sie mitgegangen ist, weil sie nun auf einmal hat Schauspielerin werden wollen?"

Felix sieht sehr weise aus in seiner blonden Jugend. „Nein. Eigentlich nicht."

(Fortsetzung folgt.)

Der Herrenboxer.

Eine Badegeschichte von G. W. Beyer.

„Inge, Inge, da kommt er!" — „Wer denn?" — „Nun er, von dem ich dir vorhin erzählt habe. Ein Herr Strohheim. Reizender Mensch. Blendender Unterhalter, himmlischer Tänzer, großartiger Sportsmann." — „Sei ruhig, Helga, sonst merkt er noch, daß wir von ihm reden und bildet sich etwas darauf ein." — „Das kann er auch. So ein . . . Autsch, deshalb brauchst du mich doch nicht zu kneifen!"

Fräulein Helgas Gesicht klärte sich aber sofort wieder auf, als besagter Adonis die jungen Damen mit der frisch-fröhlich-robusten Höflichkeit begrüßte, die den Allerweltssportsmann verraten sollte: „Ah, gnädiges Fräulein, freut mich, Sie unverhofft auf der Strandpromenade zu treffen. Komme gerade von einer Probefahrt mit meinem neuen Rennwagen. Klasse, Rasse, sage ich Ihnen. Läuft mindestens 180."

Fräulein Inge, weniger sportbegeistert und ein wenig altmodisch in ihren Anforderungen an männliche Höflichkeit, spielte derartig gelangweilt mit ihrem Regenschirm, daß selbst Herr Strohheim aufmerksam wurde und seinen Sportbericht unterbrach: „Verzeihung! Darf ich bitten, mich vorzustellen." — „Herr Strohheim, der bekannte Sportsmann. Fräulein Inge Marten." — „Sehr erfreut. Darf ich den Damen meine Begleitung anbieten?" Fräulein Helga nickte erfreut.

Zu dritt ging man die Strandpromenade entlang. Herr Strohheim bestritt die Unterhaltung: „Habe heute morgen ungewöhnliches Schw . . . eh, Glück beim Golf gehabt. Ein Spiel mit dreiundfünfzig Schlägen gemacht. Was sagen Sie dazu, meine Damen?" — „Großartig!" bewunderte ihn Fräulein Helga und ärgerte sich über ihre uninteressierte Freundin.

Doch plötzlich mischte sich Fräulein Inge in die Unterhaltung: „Sie scheinen in jedem Sport bewandert zu sein, Herr Strohheim. Daß Sie auch schwimmen, bedarf wohl gar nicht der Frage?" — „Selbstverständlich schwimme ich. Sehr gut, kann ich ruhig sagen." Unwillkürlich sah der Sportsmann auf das Meer hinaus, und plötzlich schien ihm etwas einzufallen: „Leider bekommt mir aber das Schwimmen nicht." — „Ah", dachte Inge, „er hat Angst, wir könnten ihn auf die Probe stellen."

Herr Strohheim mußte ihre Gedanken erraten haben, denn er schwieg etwas betreten. Fräulein Helga half ihm aus der Verlegenheit: „Herr Strohheim ist auch ein ausgezeichneter Boxer, Inge. Gestern hat er mir eine köstliche Geschichte erzählt. Nicht wahr, Herr Strohheim? Wie Sie damals zum Spaß für einen Berufsboxer einsprangen und seinen Gegner in der ersten Runde durch die Seile schlugen."

„So?" meinte Inge, und ein teuflischer Gedanke tauchte in ihr auf. „Sie interessieren sich für den Boxsport? Dann werden Sie doch sicher den Boxabend besuchen, der morgen zu Gunsten der hiesigen Armen stattfinden soll?" — „Selbstverständlich, meine Damen, und es wird mir ein Vergnügen sein, Sie dorthin begleiten zu dürfen." — „Wir nehmen mit Dank an. Nicht wahr, Helga?" — „Ja, sicher." — —

Der Preisboxer Max Klemm wunderte sich, als ihm ein Kasinodiener kurz vor Beginn des Boxabends einen Brief brachte: „Falls Sie heute abend siegen, bekommen Sie von den Veranstaltern hundert Mark Prämie. Dafür lassen Sie sich die Nase platt schlagen. Ich zahle Ihnen dagegen zweihundert Mark, wenn Sie im letzten Augenblick unwohl werden. Bitte dem Überbringer Ihre schriftliche Antwort zu übergeben." Max Klemm überlegte nicht lange: „Gemacht." Zehn Minuten später entnahm er einem zweiten Umschlag zwei Hundertmarkscheine.

Ein paar Minuten vor Beginn des ersten Kampfes kletterte der Ringrichter durch die Seile: „Ich muß den verehrten Gästen die Mitteilung machen, daß Max Klemm, der im zweiten Match gegen Karl Groß auftreten sollte, plötzlich erkrankt ist. Karl Groß ist aber bereit, mit einem Herrn, der sich vielleicht aus dem Publikum meldet, zu kämpfen."

Niemand meldete sich. Herr Strohheim saß merkwürdig steif zwischen seinen beiden neuen Bekanntschaften. Da meinte Fräulein Inge ziemlich laut und unschuldsvoll: „Aber, Herr Strohheim, das ist doch etwas für Sie, den großen Boxer."

Ein paar Herren und Damen in den nächsten Stuhlreihen wurden aufmerksam: „Was? Will er sich melden? Der Herr dort?" Und plötzlich stand ein naseweiser Jüngling auf und krähte: „Der Herr dort will gegen Karl Groß kämpfen."

Herr Strohheim war empört und blieb sitzen. Da sah Helga ihn mit ihren wasserblauen Augen bittend an: „Herr Strohheim, Sie erweisen mir doch den großen Gefallen. Ich möchte Sie siegen sehen!" Und von der anderen Seite stachelte Inge an: „Herr Strohheim, alle Augen sind auf Sie gerichtet. Sie werden doch nicht kneifen!" Der Sportsmann schwitzte Blut, aber weil er nicht anders konnte, stand er mit schlappen Knien auf: „Ich trete an." Mühsam bewahrte er Haltung, als er in Max Klemms leerem Ankleidezimmer verschwand.

Dort sank er als recht unsportsmännisches Häuflein Elend auf einen Stuhl: „Blamieren werde ich mich, scheußlich blamieren. Und meine arme Nase!" Plötzlich aber blitzte ein rettender Gedanke in seinem gequälten Hirn auf. Herr Strohheim erhob sich von neuer Hoffnung beschwingt und eilte aus dem Ankleideraum. Im Flur traf er einen Diener: „Wo ist der Boxer Groß" — „Dort kommt er gerade."

Herr Stroheim ging auf den Boxer zu: „Kommen Sie doch einen Augenblick hier herein." Er führte den Erstaunten in sein Zimmer: „Was bekommen Sie, wenn Sie siegen?" — „Hundert Mark." — „Ich gebe Ihnen dreihundert, wenn Sie sich schlagen lassen." — „Her damit!" Herr Strohheim atmete erleichtert auf.

Als er den Ring betrat, klatschte alles Beifall. Gleich darauf kam der Gegner. Und Herr Strohheim staunte. Konnte das der Mann sein, dem er vor einigen Minuten dreihundert Mark gegeben hatte? Die Züge waren dieselben, und doch schien es ein anderer zu sein. Der Herrenboxer hatte keine Zeit, sich den Gegner noch länger anzusehen, denn der Ringrichter trat auf ihn zu und hob seinen Arm: „Hier stelle ich Ihnen den bekannten Sportsmann Arno Strohheim vor, 164 Pfund. Er will die Liebenswürdigkeit haben, für Max Klemm gegen" — der Arm des Gegners flog hoch — „Karl Groß, 186 Pfund, zu kämpfen, der sich bemühen wird, die vorige Niederlage seines Bruders wieder wettzumachen."

Herr Strohheim war käsebleich geworden: „Der Bruder!" Er wäre am liebsten über die Seile gesprungen. Da sah er verschwommen Fräulein Helgas siegstrahlendes Gesicht und blieb: „Vielleicht wird es doch nicht so schlimm." Er versuchte, dem Gegner durch Augenzwinkern seine Wünsche klar zu machen, und erkannte mit Entsetzen, daß der andere ihn nicht verstand.

Der Gongschlag fiel. Fast gleichzeitig mit ihm Herr Strohheim. Denn der erste Schlag des Gegners traf den benommenen Herrenboxer auf den Punkt und schickte ihn besinnungslos zu Boden. „. . . sieben, acht, neun, zehn." Der Ringrichter hätte ruhig bis zehntausend zählen können. Herr Strohheim rührte sich nicht. Fräulein Helga weinte, ihre Freundin lächelte teuflisch.

In der nächsten Ausgabe des Badeblattes stand Herrn Strohheims Name unter der Rubrik „Abgereist".

Verantwortlicher Redakteur: i. V. Hans Wiese; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.